

Ludwig Laher

Erinnern ist ein Lebensmittel, das nicht allen schmeckt

Der britische Autor, Regisseur und Schauspieler Stephen Fry, ein schillernder Tausendsassa aus meiner Alterskohorte, meint in einem Aufsatz mit dem Titel „Die Zukunft liegt in der Vergangenheit“, Geschichte handle nicht von irgendwelchen Fremden, von Aliens aus einer anderen Welt, sondern von uns selbst, wären wir etwas früher geboren worden. Geschichte sei Erinnerung, und es gehe darum, uns daran zu erinnern, was es heißt, ein Römer zu sein, ein Jakobiner „oder sogar – wenn wir uns trauen, und wir sollten uns trauen – ein Nazi.“ Soweit Stephen Fry.

Aber ist diese Form von Rollenspiel, diese postulierte Unmittelbarkeit, dieses Erinnern von Ereignissen, die lange vor unserer Geburt stattfanden, nicht bloß eine behelfsmäßige Krücke, eine kitschige, womöglich sogar eine gefährliche Fiktion?

Das kommt ganz auf die Seriosität, die Gewissenhaftigkeit derer an, die solcherart in die Vergangenheit eintauchen, meine ich. Ganz von der Hand zu weisen ist dieser Zugang jedenfalls nicht. Denn was ist Erinnern eigentlich?

Gehen wir doch einmal davon aus, dass wir uns täuschen, wenn wir glauben, wir würden uns an Ereignisse aus unserer Kindheit, an das, was vor zehn, zwanzig, dreißig Jahren geschehen ist, tatsächlich erinnern, eine geistige Brücke zu Tag und Stunde schlagen, uns gleichsam à la Zeitreise einklinken können in die damaligen Abläufe.

Gegen ein solches Verständnis von Erinnerung spricht zum Beispiel, dass es mir oft genug im Leben widerfuhr, in meinem Erinnerungsbild korrigiert zu werden, und das meist sogar von Leuten, die mir zugewandt sind, mich mögen: Von diesem oder jenem Schicksalsschlag, dieser oder jener Enttäuschung hätte ich mich damals weit länger nicht wirklich erholt, als meine Erinnerung mir heute nahelegt; bei meinen Recherchen für ein bestimmtes Buch hätte ich entscheidende Informationen nicht, wie ich

mich bis dato zu erinnern glaubte, erst kurz vor der Niederschrift in der Handschriftensammlung der Stadt Soundso gefunden, sondern einem guten Freund schon Monate zuvor davon berichtet; und die teils abgeblätterte Farbe des vernachlässigten alten Wohnhauses gegenüber, das abgerissen wurde, als ich vier Jahre alt war, sei keineswegs schönbrunnergelb gewesen, worauf ich geschworen hätte, sondern weißlich grau.

Ich erfinde das Rad natürlich nicht neu, wenn ich dazu neige, Erinnerung folgendermaßen zu betrachten: Wir erinnern uns stets an das letzte Mal, als wir uns an etwas Bestimmtes erinnern wollten, aber nicht an dieses Bestimmte selbst. Wir haben es also über die Jahre mit einer Fülle von Speichervorgängen eines bestimmten vergangenen Geschehens zu tun und überschreiben dabei manchmal gewisse Teile. Irgendwann können sich Erinnerungsbilder, besonders wenn sie wiederholt sprachlich ausformuliert werden, allerdings dermaßen verfestigen, dass sie ab da vom Erinnernden als absolut authentische Erinnerung rubriziert werden.

So muss ich mich mit Gewalt dazu zwingen, nicht als tatsächliches Abbild der Realität zu begreifen, was ich auf die häufige Leserinnen- und Journalistenfrage gewöhnlich antworte, wie ich denn zum Schreiben für ein Publikum gekommen sei: Ich verknüpfe dabei aus praktischen Gründen Ereignisse aus meiner Gymnasialzeit, die sich wirklich abgespielt haben, nur eben nicht so bündig zusammengefasst wie in meiner Standard-Geschichte. Viele Dutzend Male habe ich sie schon erzählt, mittlerweile aus Routine in fast identem Wortlaut, sogar mit Dialogpassagen von damals, die sicherlich exakt so nicht stattgefunden haben, jedenfalls nicht an einem einzigen Tag. Aber vor meinem geistigen Auge ist diese stilisierte Erinnerung längst so dominant, dass ich die Szene deutlich vor mir sehe, die handelnden Personen, den Raum, sogar einzelne Gesten.

Ich lüge meine Gesprächspartner übrigens keineswegs an, denn was ich erzähle, ist ja wahr, nämlich die von mir wahr-genommene relevante Summe von Geschehnissen, die dazu geführt hatten, dass ich mich als Fünfzehn-, Sechzehnjähriger traute, was bis dahin aus Schüchternheit in der Schreibtischlade verborgen gehalten war, jemandem anzuvertrauen, der mir einen Weg wies.

Ich bin also Schriftsteller geworden, und zwar einer von jener Sorte, die zwar gern Geschichten erfinden, sie aber noch lieber von der Straße

aufflesen. Ein guter Teil meines Werkes, vor allem jene Erzähl- und Romanprosa, die mir einiges an Öffentlichkeit eingetragen hat, handelt von realen Geschehnissen, realen Personen, die ich mir zunächst durch Recherche angeeignet habe und dann in Literatur umzusetzen versuchte, indem ich mir eine je nötige Ästhetik für den Stoff erarbeitete. Darunter findet sich zum Beispiel eine Trilogie über drei Künstler aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, die alle in den 63 Jahren zwischen 1791 und 1854 lebten, eine weitere lose Trilogie über drei Frauen der Gegenwart, die es aus unterschiedlichen Gründen wesentlich schwerer hatten als viele andere, ein Verunglücken im Leben, ein komplettes Scheitern zu verhindern. Sehr wichtig war es mir auch, meine eigenen ersten fünfzehn Lebensjahre, die schwierigste Zeit meiner Existenz, noch einmal genau zu besichtigen, woraus der Roman *Folgen* entstand.

Drei weitere Prosatexte, die Romane *Herzfleischentartung* und *Bitter* sowie jene zwölf Porträts von Tätern, Opfern sowie mittelbar nachhaltig Betroffenen, deren Schicksal in den beiden NS-Lagern Weyer-St. Pantaleon kulminierte, weswegen sie in *Schauplatzwunden* versammelt sind, lassen sich in der Zeitgeschichte verorten, wobei ich mich jeweils davor gehütet habe, die ungeheuerliche Epoche der NS-Herrschaft als isoliertes Phänomen zu betrachten. Es war mir vielmehr darum zu tun, Vorgeschichten und Auswirkungen, individuell wie kollektiv, nahtlos mit dem zu verbinden, was sich in den dunkelsten Zeiten des letzten Jahrhunderts mitten in Europa zutrug.

Auf den Roman *Bitter* komme ich noch zu sprechen, die beiden anderen erwähnten Titel sind unterschiedliche Versuche, lange Verschüttetem beizukommen, das sich dort, wo ich seit bald dreißig Jahren in erster Linie lebe, zugetragen hat. Keine dreißig Kilometer nordwestlich der Stadt Salzburg an der später wiedererstandenen Grenze zwischen Deutschland und Österreich wurden ab Mitte 1940 hintereinander ein Arbeitserziehungs- und dann ein Zigeuneranhaltelager¹ des Reichsgaues

1 Dieser Text verzichtet auf die Markierung von zweifelhaften Begriffen, die einst üblich waren und hier in einem historischen Kontext Verwendung finden, mittlerweile aber, meist aus gutem Grund, durch andere ersetzt oder überhaupt getilgt wurden.

Allerdings sei darauf verwiesen, dass etwa der Begriff „Zigeuner“ bei vielen Angehörigen der Minderheit nach wie vor durchaus positiv besetzt und aktiv in Gebrauch ist, während ihn andere vehement ablehnen.

Oberdonau, wie das Bundesland Oberösterreich im Dritten Reich genannt wurde, errichtet.

Schon meine Erstbegegnung mit dieser Vergangenheit stellte Formen des Erinnerns in den Mittelpunkt. Es waren ältere Damen, sogenannte einfache Leute, die mich ansprachen, weil ich ja Schriftsteller sei, und unverbblümt meinten, sie könnten mir Geschichten erzählen, da ließen sich Bücher darüber schreiben. Was andere verdrängten oder gar leugneten, was Nachgeborene aus der Gegend, weil von allen Informationen abgeschnitten, einfach nicht wissen konnten, war ihnen noch in grellen Farben präsent, freilich nur in winzigen biographischen Dosen, einzelnen Blitzlichtern der Grausamkeit, die sich eingebrannt hatten. Darüber durfte nicht geredet werden, im NS-Staat nicht, in der zweiten Republik Österreich lange auch nicht, weil es Konsens der großen Mehrheit war, nach vorne zu schauen und so zu tun, als ob sich das Gewesene einfach streichen ließe. Mehr als ein halbes Jahrhundert vermochten sich die älteren Damen deshalb kein befriedigendes Bild von den größeren Zusammenhängen zu machen, deren Schnipsel höchst lebendig vor ihnen standen.

Ein Beispiel: Die zehn-, zwölfjährigen Mädchen des Ortes trafen einander in der warmen Jahreszeit regelmäßig am frühen Abend auf dem Friedhof, der rund um die Kirche angelegt ist. Dort unterhielten sie sich über dies und das, spielten und blödelten. Mit Vorliebe erfanden sie Gespenstergeschichten, die gut ins Ambiente der Gräber und der Dämmerung passten, wenn die ersten Fledermäuse auftauchten. Diesen Gespenstern ordneten sie als Wohnstatt die Totengräberkammer zu, einen fensterlosen kleinen Raum an der gotischen Apsis der Kirche, nur von außen zugänglich und hinter einer uralten, versperrten, bis heute existenten Holztür gelegen, die in anderthalb Metern Höhe eine rechteckige Aussparung hat, durch die man einen Blick ins Innere riskieren konnte. Viel sah man nicht, einerseits des Inhalts wegen, der sich in Schaufeln, Spaten, Gießkannen und anderem Werkzeug erschöpfte, andererseits der Düsternis wegen, die in dem lichtlosen Kämmerchen herrschte, noch dazu, wenn ein Kinderkopf das spärliche Licht blockierte, das sonst durch die Aussparung eindringen konnte.

Das zugehörige Blitzlicht war daher nur der Dauer, nicht der Helligkeit wegen eines, wenige Sekunden wirkten ein Leben lang nach. Eine der Damen war nämlich jenes Mädchen, das, als es allen Mut zusammennahm,

vielleicht doch eines der scheuen Gespenster dort drinnen zu erspähen, die Leiche einer zwischen den Gerätschaften sorglos gelagerten älteren Frau mit verrenkten Gliedern in einem bunten Zigeunerrock wahrnahm.

Mit lautem Schreien rannte das Kind weg, geschockt nicht in erster Linie vom Anblick des Todes, der am Land früher allgegenwärtig war, wo die Dahingegangenen noch daheim aufgebahrt wurden, sondern von der Tatsache, dass man mit jemandem, der verstorben war, so achtlos umging, wurde doch ansonsten selbst für die Knechte und Mägde an ihrem mit Kerzen gesäumten Totenbett ausführlich gebetet.

Der uralte Kirchendiener, dort Mesner genannt, bestätigte mir später, dass die Toten des Zigeuneranhaltelagers, auch Kinder, tatsächlich dermaßen zwischengelagert und mitten in der Nacht verscharrt wurden, ohne je ein sichtbares Grab zu erhalten. Die Erinnerung hatte die Dame also nicht getrogen, ich hatte mir nichts anderes erwartet.

Inzwischen ist sie, diese Erinnerung, meine geworden, ergänzt um das Bild ihrer originalen Trägerin als in die Jahre gekommene Erzählerin, die jetzt tot ist. Oft, wahrscheinlich hunderte Male habe ich sie selbst erzählt, wenn ich in unzähligen Schulen Österreichs und Bayerns mit meinem aus diesem Stoff entstandenen Roman „Herzfleiscentartung“ zu Gast war, oder bei Vorträgen wie diesem, in Interviews, bei Diskussionen nach Lesungen oder im privaten Gespräch. Was die Wahrheit dieser Erinnerung, ihre Authentizität anlangt, gilt, was ich vorher schon zu skizzieren versuchte. Und ich behaupte einmal, ich war lange vor meiner Geburt selbst dabei.

Doch hielt ich es für angebracht, für mein Romanprojekt auf all diese Erinnerungen jener Damen und später auch eines besonders auskunftsfreudigen Herrn nicht zurückzugreifen. Im Gedenken an die Opfer hatte der alte Landwirt in seinem unweit der Terrorstätte gelegenen Bauernhofmuseum, zusammen mit einem unmissverständlichen Erläuterungstext, immer schon Farbfotos ausgestellt, die die Bedauernswerten im Lager zeigten. Lange Zeit hat der mutige Mann die Erinnerung an sie als einziger öffentlich hochgehalten.

Indem ich mir vornahm, mich ausschließlich auf schriftliche Dokumente zu stützen, wollte ich zunächst einmal erwartbare Anfeindungen vermeiden, Harmloses dramatisiert oder gar alles erfunden zu haben. Aus diesen Grundüberlegungen erwuchs aber im Zuge der Recherche rasch

das ästhetische Konzept meines erfolgreichen dokumentarischen Romans, der zwar eine Geschichte aus der tiefsten österreichischen Provinz erzählt, aber mit ursprünglich nicht für möglich gehaltenen Verästelungen bis hin in die Machtzentren des Dritten Reiches und offenbar derart spannend und nachvollziehbar, dass neben einer Taschenbuchausgabe bald Übersetzungen in den USA, in Spanien oder in Frankreich erschienen, in geographischer wie sprachlicher Nähe zu Slowenien übrigens auch in Kroatien.

Das Material, das ich bald nach den beschriebenen Begegnungen in einem Dutzend Archiven fand, war so umfangreich, so präzise, gelegentlich so sehr auch in die Welt der Emotionen, des Privatesten ausgreifend, dass ich kaum etwas dazuerfinden musste, wollte. Will mir etwa jemand nicht glauben, dass der Gerichtsmediziner der nackten Leiche eines gemarterten Lageropfers mit kürbisgroßen Hoden, dessen Tod unerwartete, ja unfassbare Folgen hatte, erschüttert mit den biblischen Worten „Ecce homo“ entgegentrat, kann ich Zweifler in mein Kellerarchiv einladen und den entsprechenden Beleg heraussuchen.

Schnell entschloss ich mich, bis kurz vor Schluss meiner Prosa einen kollektiven Ich-Erzähler, der alle Informationen jederzeit abrufbar zur Verfügung hat, im Präsens erzählen zu lassen, die Leserschaft also einzuladen, mit der Tarnkappe direkt dabeizusein, wenn geschieht, was man niemals erleben möchte.

In St. Pantaleon gibt es als Konsequenz meiner Arbeit inzwischen einen Gedenkort für die Schrecknisse von Weyer, der mit voller Absicht „Erinnerungsstätte“ heißt. Nicht summarisches, distanziertes Gedenken, sondern lebendiges Erinnern ist das Ziel dieser Anlage. Der Strukturen des Terrors soll man inne werden dort und natürlich seiner Opfer, die vom Bildhauer durch stilisierte Gebundene wachgerufen werden. Wenn man die Granitsäule mit der Bronzeplastik umrundet, stellt man fest, die Dargestellten zeigen einem von allen Seiten den Rücken, sind durch den sie umschlingenden Draht abgeriegelt von uns, und wir müssen uns gehörig anstrengen, zwischen zwei der Rücken ein Gesicht zu erspähen. Unwillkürlich beginnt der Betrachter, die Betrachterin auf diese Weise zu interagieren mit diesen Menschen.

Lebendiges Erinnern kann auch so ausschauen: Auf der gesamten Rückseite der Informationsbroschüre, die der Verein Erinnerungsstätte

Lager Weyer/Innviertel gestaltet hat, findet sich das frühe Farbfoto zweier Kinder. Zwei von ungefähr 250 Sintikindern und -Jugendlichen vor allem aus Oberösterreich und Kärnten/Koroška sind das, die über diese letzte Zwischenstation, wenn sie nicht dort schon umkamen, nach der Deportation im besetzten Polen in den gewaltsamen Tod gegangen sind.



© Sammlung Laher

An diese Kinder, die Familie, aus der sie stammen, das Haus, das sie am Rande des Weilhart-Forstes in Ach bewohnten, erinnern sich noch heute alte Menschen aus dem Dorf, ja, sie kramten sogar solche Bilder hervor und stellten sie zur Verfügung für die Erinnerung der Nachgeborenen, für die Zeit, wenn sie selbst gestorben sein und sich an nichts mehr erinnern werden. Es ist ein großes, aber nicht ein übertriebenes Wort zu behaupten, mit solchen Bildern würden auch uns Türen geöffnet zur Erinnerung, also zum Innewerden, wie man früher gern sagte. Beides bedeutet, sich einer Sache so bewusst zu werden, sie sich so anverwandt zu machen, dass sie nicht mehr nur von außen wahrgenommen wird, sondern der Person, die sich darauf einlässt, bis zu einem gewissen Grad tatsächlich innewohnt. Diese Verinnerlichung erleichtert das Vergegenwärtigen. Und Vergegenwärtigen wiederum meint, wie das Wort schon sagt, etwas in die Gegenwart zu holen, das dort eigentlich nicht anzusiedeln ist.

Nehmen wir uns also die Zeit und schauen wir die beiden Kinder genauer an: Sie befinden sich auf einer Sommerwiese auf einer Anhöhe, hinten fällt die Landschaft mutmaßlich zum Fluss Salzach hin ab. Ruhe strahlt das Foto aus, die Dinge sind im Lot. Es ist ein schöner, warmer Tag 1939, die kleine, kaum dreijährige Hildegard geht oben ohne, die Züge der dreizehnjährigen Maria umspielt ein Lächeln, adrett gekleidet ist sie, die sorgsam geflochtenen Zöpfe fallen sofort ins Auge.

Und sie schaut uns ihrerseits an, ohne Scheu, ohne Aufdringlichkeit, ernsthaft, bewusst, alles andere als abweisend. Sie lädt uns im Gegenteil ein, sich mit ihr zu beschäftigen. Wir täten das gerne, tun's ja auch, aber es geht uns nicht gut dabei, weil wir etwas wissen, was sie nicht weiß, nämlich dass sie und die Kleine in ihren Armen in gut zwei Jahren ermordet werden. Fällt uns an dieser Stelle eigentlich noch auf, dass wir dabei von der Zukunft sprechen, dass wir uns die beiden schon so weit vergegenwärtigt haben, dass sie uns jetzt wahrhaft gegenüber sitzen?

Ich möchte Maria am liebsten warnen, ich hoffe gegen alle Hoffnung, wie ich, wissend um das von Tolstoi erzählte Ende, beim Lesen von Anna Karenina gegen alle Hoffnung hoffe, sie würde sich nicht vor den Zug werfen. Und ich empöre mich, ja, ich empöre mich rechtschaffen, weil ich weiß, wie von den zynischen Machthabern begründet werden wird, warum die beiden sympathischen Mädchen auf der Sommerwiese, Maria mit

ihrem gewinnenden Lächeln und die aufgeweckte, angesichts der Kamera leicht skeptisch wirkende Hildegard, samt ihresgleichen zu einem angeblich größeren Nutzen vom Fleckfieber im Ghetto von Łódź/Litzmannstadt oder vom Gas in Chelmno/Kulmhof hinweggerafft und nach einem Jahr Vermodern in der extra erbauten Knochenmühle zu Dünger verarbeitet werden müssen. Sie alle, Tausende, Abertausende, seien nämlich Teil einer schlimmen Plage, der Zigeunerplage, die es auszuradieren gälte wie die Pockenviren Jahrzehnte später.

Irgendwann werden wir die Broschüre mit dem Foto wieder zur Seite gelegt haben und unseren Geschäften nachgehen, die Kinder auf ihm werden unserem Gedächtnis entfallen. Sollten sie uns aber eines Tages an einem schönen, warmen Tag auf einer Sommerwiese auf einer Anhöhe wieder einfallen oder weil irgendein Mädchen so prächtige schwarze Zöpfe trägt wie Maria oder weil wir eine Großtante besuchen, die auch 1937 geboren ist wie Hildegard, dann werden wir womöglich eine Erinnerung haben an die Begegnung mit den beiden.

Spannend, ob das eine positive oder eine negative sein wird, ob das Glas halb voll sein wird oder halb leer, ob überwiegen wird, dass wir sie kennenlernen durften, dass es nicht gelungen ist, sie gänzlich aus dem Gedächtnis der Welt zu streichen, dass sie unsere Empörung gespeist haben, unsere Bereitschaft, Anzeichen wiederkehrender Barbarei nicht zu ignorieren, gegen Ausgrenzung und Stigmatisierung aufzutreten, auch wenn es Mühe kostet und ungemütlich ist. Oder ob überwiegen wird, dass sie Opfer von Schrecklichkeiten wurden, die wir gerne wegschieben, an die wir nicht erinnert werden, derer wir nicht inne werden wollen. Ob uns zuwider sein wird, dass sie uns einfallen.

Wenn wir uns solcherart erinnern, spüren wir jedenfalls, dass wir leben, dass sich etwas tut in uns, dass Energien frei werden, selbst wenn wir emsig an einer Abwehrhaltung zimmern. Erinnerungsverweigerung hingegen ist eine Art Mangelkrankung, Folge von Fehlernährung. Erinnern ist nämlich ein Lebensmittel, das – zugegeben – nicht allen schmeckt. Aber gesund ist es.

Erinnern kann ohne Frage schmerzlich sein, man kann aber sehr wohl daran arbeiten, halb volle statt halb leere Gläser vor Augen zu haben. Dabei geht es nicht ums Schönfärben, nicht ums Verharmlosen, sondern, wie

beschrieben, ums produktive Innewerden, im Idealfall mit einer persönlichen, seltener vielleicht gar mit einer öffentlichen Nutzenanwendung für die Zukunft. Das macht alles leichter.

Wir können zum Beispiel hinausgehen und aller Welt berichten, wir hätten zwei Buben beim Schneemannbauen getroffen vor ihrem Elternhaus, das, vorbildlich renoviert, immer noch steht und im Volksmund bis auf den heutigen Tag „Zigeunerhaus“ heißt, auch wenn 1941 schon der Lastwagen kam, die Sinti aus Ach abzuholen, auch Andreas und Jakob, nach Weyer zu verfrachten und später zu ermorden. Den Spaß beim Spielen im Schnee, den ein Lichtbild dokumentiert, hätten wir den Buben angemerkt, und uns sei beim Zuschauen erst so richtig bewusst geworden, dass es nicht anginge, die tragische Geschichte der Sinti-Minderheit einfach auszublenden, die seit dem 15. Jahrhundert in Österreich lebt und gemeinsam mit den Roma im Dritten Reich zu etwa neunzig Prozent ermordet wurde. Menschen wie du und ich waren das, sie haben Kinder gehabt, und ihre Kinder haben im Winter wie alle anderen Schneemänner gebaut, sind Schlitten gefahren und haben sich als brave Katholiken im Frühling zum Beispiel auf die Erstkommunion vorbereitet.



© Sammlung Laher

Davon unter anderem berichte ich als Kurator einer kleinen Dauer-ausstellung zum Thema in einem Jahrhunderte verschütteten Raum des Schlossmuseums von Linz, der Hauptstadt Oberösterreichs. Ich bin dafür durchs Land gefahren und habe alte Leute gebeten, an ihrer Erinnerung teil-haben zu dürfen. Es ging mir darum, mich aufgrund ihrer Erzählungen, der Bilder, die sie besaßen, der Orte, zu denen sie mich führten, der Gegenstände, die immer noch auf sie verwiesen, vertraut zu machen mit den Sinti-Kindern, die einst mitten unter ihnen, unter uns wohnten, die aus Linz, Ach, Weng, Kollerschlag, Bachmanning, Buchkirchen, von überall her im Land eines Tages nach Weyer gekarrt wurden und fast ausnahmslos dort oder im besetzten Polen starben. Ich habe mich so intensiv mit ihnen und ihren Eltern beschäftigt, dass es tatsächlich zu einer Erinnerungsteil-habe kam, jedenfalls behaupte ich das.

Stephen Fry würde sagen, es gehe darum, uns daran zu erinnern, was es heißt, in den dreißiger Jahren ein Sintikind gewesen zu sein. Zum Beispiel aufgenommen zu sein in die Gemeinschaft der Gläubigen, eingeladen zum Tisch des Herrn, auf einem Foto zu posieren im Sonntagsstaat mit Kerze, im weißen Kleidchen, mit weißer Schärpe der Unschuld verewigt zu werden auf einem Foto mit den Mitschülerinnen und Mitschülern, dem Hochwürdigen Herrn Pfarrer und der Frau Lehrerin. Ausgestoßen zu werden aus allen sozialen Beziehungsgeflechten nur ein, zwei Jahre später, meist ohne Protest der bisherigen Umgebung, ganz im Gegenteil. Zynisch vermerkt etwa die Schulchronik von Bachmanning im Spätwinter 1941, es gebe nun, nach der Überstellung ins Lager Weyer, keine Zigeuner mehr im Dorf, was vom pädagogischen Standpunkt aus nur zu begrüßen sei.

Aber halt, wir sollten uns auf keinen Fall einseitig erinnern und es auch auf uns nehmen, mit eiskalten Füßen neben jener Buchkirchener Schulklasse zu stehen, die samt Pfarrer vollständig zum Begräbnis des einer Krankheit erlegenen Sintimädchens Hermine erschienen ist, ebenfalls im Spätwinter 1941, nur wenige Tage vor der Deportation der gesamten Familie. Ein offenes Bekenntnis ist das, mutig, mutmachend.

Fünfundsechzig Jahre später führt mich eines der Kinder von damals zielsicher an den Ort des längst aufgelassenen Grabes, und ein Hobbyhistoriker hat gar das Sterbebuch der Pfarre mitgebracht. Hermine, steht da,

war ein Arbeiterkind und nicht, wie es oft in ähnlichen Zusammenhängen heißt, ein Zigeunerkind. Auch das lese ich gerne.

Wie bei den scheinbar echten Erinnerungen aus unserem eigenen Leben bedarf es einer gewissen Anstrengung, eines gewissen Willens, in manchen Fällen sogar eines gewissen Mutes, auch jene, die vor unserer Geburt angesiedelt sind, differenziert ausfallen zu lassen, sich nicht der Neigung hinzugeben auszublenden, was uns weniger ins Bild passt. Ich habe mich zum Beispiel von einem rechtsextremen Magazin dafür loben lassen müssen, im Roman *Herzfleischentartung* einen Lagerarzt und einen Staatsanwalt prominent auftreten zu lassen, die während der Gewaltherrschaft der Nazis als Mitglieder der NSDAP bemüht waren, weitere Verbrechen des Regimes zu verhindern und begangene aufzuklären, ja die Täter zu bestrafen. Dieses Lob hatte den ärgerlichen Unterton, es habe unzählige aufrechte Nationalsozialisten gegeben, die den Missbrauch einer an sich segensreichen Gesellschaftsordnung durch eine unverantwortliche Clique bekämpften, aber nur wenige Nachgeborene würden es wie Ludwig Laher wagen, davon zu berichten.

Ganz abgesehen davon, dass die betreffenden Akteure meines Romans das Parteibuch aus opportunistischen Gründen erwarben, aber ihr Gewissen im Austausch dafür eben nicht auf Dauer abgaben, sind solche Schutzbehauptungen in ihrer Verallgemeinerung unzulässig. Ihr wahrer Kern, dass es vereinzelt auch Widerstand unter den eingeschriebenen Nationalsozialisten gab, durfte von mir freilich nicht unterschlagen werden, weil ich mich redlich, das heißt differenziert zu erinnern bemühte, und diese „guten“ Nazis im Kontext des Lagers Weyer eben eine immense Rolle spielen.

In einem anderen meiner einschlägigen Romane, *Bitter*, über den bis zu diesem Buch wenig beachteten, eiskalten Gestapo-Verbrecher Dr. Friedrich Kranebitter, der unter anderem in Charkiw, damals Charkow, sein massenmörderisches Unwesen trieb, lasse ich den Ende der Neunzehnfünfiger an einem Krebsleiden Verstorbenen wiederholt wissen, es werde ihm nicht gelingen, seine Untaten auf Dauer verborgen zu halten. So sehr er nach 1945 alle zum Narren halten konnte, wobei man die Beitragstäterschaft alter Kameraden in der Justiz und an anderen Schalthebeln der Macht nicht außer acht lassen darf, die sehr wohl wussten, wen sie da entschuldigten, wem sie halfen, sich durchzuwinden, so wenig wollte ich

dem wortgewaltigen Fritz Kranebitter eine Chance geben, meine durch intensive Recherche angereicherte Erinnerung an sein Leben zu verwässern, zu steuern. Hier ein kurzes Beispiel, die frühe Seite acht dieses Buches:

„Fritz Bitter ist das gewissenhaft zusammengetragene Produkt von Dokumenten und Selbstzeugnissen, von Erinnerungen der Lebenden und der Toten, vor allem der Toten, zu denen sich während des langsamen Entstehens dieses Buches noch weitere gesellen, denn aus dem Ärmel schütteln läßt sich bei solch einer Ausgangslage nichts.

Schon auf ihn selbst ist wie gesagt kein rechter Verlaß, und die meisten, die sich äußern über ihn, verbinden bewußt oder unbewußt – wer will es ihnen verargen – Interessen mit dem, was sie aufschreiben, zu Protokoll geben, ins Mikrophon sagen, was sie lieber auslassen, als Frau, als Schwester, als Tochter, als Nichte, als Enkelin, als Freund, als Untergebener, als Vorgesetzter, als Untersuchungsrichter, als Ankläger, als Verteidiger, als Zeuge. Es ist ratsam, das mitzudenken. Die Wirklichkeit dieses Romans speist sich aus dem, was war, und einem komplexen Gemenge des Ermittelten.

Niemand will selbstgefällig zu Gericht sitzen auf den folgenden gut zweihundert Seiten, doch ist es nötig, dem Mann nicht alles durchgehen zu lassen und einen Ton dafür zu finden, den er versteht. Sonst wickelt er einen um den Finger. Vor allem gilt es zu vermeiden, daß er das Gefühl bekommt, um seiner selbst willen im Mittelpunkt zu stehen. In Wahrheit ist die Person Bitter nur als Folie von Belang, als schmerzliche Illustration für einen bemerkenswerten, keineswegs aber einzigartigen Sachverhalt.“

Dieses aus dem produktiven Erinnern resultierende literarische Gegenwärtigen schließt in meinem Verständnis die bedingte Aufhebung der Zeitleisten ein. Die Erzählung wird so ganz selbstverständlich zum Kampf um die Deutungshoheit des Gewesenen. Der Erzähler ist sich nur zu sehr bewusst, dass der Protagonist versuchen wird, seinen Charme, seine Überzeugungskraft, seine schnelle Auffassungsgabe zu nutzen, um falsche Fährten zu legen, das Blaue vom Himmel zu lügen, Furchtbares zu relativieren. Der Mann wird dazu auf knapp 250 Seiten reichlich Gelegenheit finden, denn das Erzähl-Ich erinnert sich genau: Als leicht erkennbares Monster ist Fritz Bitter, recte Kranebitter, nicht durch die Welt gelaufen, ganz im Gegenteil.

Wenn man so will, hänge ich einer Relativitätstheorie an, die besagt, dass kaum jemand endgültig vergangen ist, im Sinne von abgeschlossen und unverrückbar bewertet, sobald man sich auf ihn oder sie umfassend einlässt.

Welchem Literaturliebhaber ist es nicht schon passiert, überrascht festzustellen, dass ein Autor, eine Autorin bloß nur noch von einem gewissen historischen Interesse zu sein schien, veraltet, abseitig, unter dem Staub der Jahre begraben, und plötzlich gewannen dieselben Texte eine atemberaubende neue Aktualität.

Als ich vor nicht einmal fünf Jahren den österreichischen Vormärz-dichter Ferdinand Sauter neu edierte, wurde er von mir endlich aus dem Metternichschen Zensurkerker befreit, indem ich zu den Gott sei Dank erhaltenen Quellen zurückging. Mehr als 150 Jahre hindurch hatte jeder neue Herausgeber, ein halbes Dutzend insgesamt, munter vom anderen abgeschrieben und tradierte auf diese Weise elendiglich verstümmelte oder gar in Teilen umgeschriebene Gedichte, die nun in ungeahnter Frische glänzten. Manch bislang in der Handschriftensammlung der Wiener Rathausbibliothek schlummernder politischer Kommentar Sauters hat nichts an präziser Beobachtung zählebiger Verhältnisse und Konstellationen eingebüßt, doch auch als Urahn der Lautpoesie à la Ernst Jandl oder als früher Diagnostiker ökologischer und städtebaulicher Verheerungen hat sich dieser unterschätzte Autor hervorgetan. Wie radikal er zuweilen mit sich selbst, etwa mit Aspekten seiner Sexualität umgeht, lässt ihn gleichfalls gegenwärtiger erscheinen als viele Zeitgenossen, diejenigen Ferdinand Sauters, aber sogar meine eigenen.

Und dann kam die Pandemie. Und auf einmal gewannen biographische Details Sauters wie auch manche Texte, die er zu diesem Thema verfasste, eine ungeheure Aktualität, die ich kurz vorher, als ich die Neuedition besorgt hatte, noch überhaupt nicht auf dem Schirm haben konnte.

Es fing damit an, dass Sauters Mutter, eine junge Witwe, den Kindern in ihrer erzkatholischen Heimat Salzburg Anfang des 19. Jahrhunderts gegen alle Widerstände, etwa auch gegen das Verbot des Papstes, die noch ziemlich neue Pockenimpfung verabreichen ließ. Und es endete mit Ferdinand Sauters frühem Tod. Er fiel nämlich in Wien einer Choleraepidemie zum Opfer.

In seinem Werk spielen Seuchen und schwere Erkrankungen mehrfach eine Rolle. Ein vorher unpubliziertes Gedicht, von mir dem Handschriftengrab entrissen, handelt in sehr persönlichen, aber betont lakonischen Worten von einer großen Liebe, die der Seuchentod völlig unerwartet hinwegrafft, ein anderes begegnete mir unerwartet im Lockdown wieder, als Burgschauspieler Robert Reinagl, der mit mir meine Sauter-Ausgabe präsentiert hatte, ein Video seiner Rezitation ins Netz stellte und mit den Worten einleitete, es passe nur zu gut zur momentanen Homebound-Situation. Sauters Text heißt „Gehemmter Ausflug“ und endet mit den für dazu Disponierte tröstlichen Versen: „Nun gilt's, ins Innre steigend nieder, / aus sich die ganze Welt ergänzen.“

Als Schriftsteller, dem im Prinzip ja alles Denkbare und Udenkbare einfallen darf, steht es mir frei, augenzwinkernd auch den Dingen, selbst Seuchen ein Eigenleben zu unterstellen. Eine jedenfalls in unseren Breiten lange vergessene Menschheitsgeißel rief sich demnach unlängst im wahren Wortsinn mächtig in Erinnerung. Es handelt sich dabei exakt um jene Form von Erinnerung, die ich hier schon eine Zeitlang zu skizzieren versuche, nämlich eine, die über die individuelle Existenzspanne hinausreicht und mit jemandem wie Ferdinand Sauter – zumindest in den ersten Monaten, als alles mit dem Coronavirus Verbundene für uns noch sehr fremd war – besser, ertragreicher diskutiert werden konnte als mit den meisten durch die Bank überraschten und irritierten heutigen Zeitgenossen.

Nun habe ich es als Mensch, besonders als Schriftsteller, aber nicht nur mit Leuten zu tun, die aufgeschlossen sind für lebendiges Erinnern oder zumindest bereit, es zu versuchen damit. St. Pantaleon und Haigermoos, die zwei Gemeinden mit direktem Bezug zu den beiden Lagern Weyer, wissen bis heute nicht recht, wie sie mit dem für sie offenbar schwierigen Erbe am besten umgehen sollen. Sie hatten es bis zu meinen Recherchen und der international rezipierten literarischen Prosa dazu auch ausgesprochen leicht, sich jeder Auseinandersetzung mit dem Geschehenen zu verweigern.

Das kleine Haigermoos, auf dessen Gemeindegebiet die Lager einst situiert waren, wurde von den Nationalsozialisten einfach an St. Pantaleon angegliedert und erst im wiedererstandenen Österreich neuerlich selbständig. In St. Pantaleon argumentierte die Kommunalpolitik, gefoltet und

gemordet wurde drüben in Haigermoos, während man dort vehement auf die alleinige Verantwortung St. Pantaleons für das Geschehene pochte, selbst habe man damals ja gar nicht existiert.

Nicht von ungefähr war es die Initiative eines engagierten Bürgermeisters aus dem Salzburger Nachbarort St. Georgen, der es durchsetzte, für die Brücke über die Moosach an seiner Gemeindegrenze den Namen „Brücke der Erinnerung“ zu wählen und mit einer Tafel zu markieren. Dort mussten zunächst sogenannte asoziale und arbeitsscheue deutsche Volksgenossen, in Wirklichkeit oft von NS-Bürgermeistern oder anderen Funktionären aus privaten Gründen entsorgte unbequeme Mitmenschen, später sogenannte zigeunerische Individuen unter erbärmlichen Bedingungen als Zwangsarbeiter schufteten, um das Waidmoos und das Ibmer Moor zu entsumpfen.

Hingegen wurde der Vorschlag, im Straßennamenkonzept von St. Pantaleon eine Tafel für das jüngste Opfer von Weyer einzuplanen, den Säugling Rudolf Haas, der im Lager Weyer geboren wurde und dort ein paar Wochen später an Entkräftung starb, im Gemeinderat von fast allen Fraktionen heftig und teils mit furchtbaren Argumenten – etwa: der habe ja für die Gemeinde nichts geleistet – bekämpft. Selbst die alternative Anregung einer wesentlich unverbindlicheren Erinnerungsstraße fand keine Mehrheit. Beschlossen wurde dafür zum Beispiel eine völlig nichtssagende Siedlungsstraße.

Heute dient die Erinnerungsstätte an der Moosach der Gemeinde St. Pantaleon als bequemer Hardware-Beitrag zum imagekorrigierenden Projekt Friedensbezirk Braunau, von dem die ganze Welt weiß, dass da dereinst ein gewisser Adolf Hitler geboren wurde. Direkt neben dem Lager selbst konnten nach langen Jahren des Hinhaltens inzwischen die vom Verein Erinnerungsstätte angeregten und bezahlten acht symbolischen Stolpersteine für die vielen ermordeten Kleinkinder verlegt werden. Postwendend wurden diese in den Boden eingelassenen Messingwürfel in der Größe eines Pflastersteins von der Gemeinde Haigermoos etwas anmaßend und großspurig als ihr Beitrag zum Friedensbezirk Braunau vereinnahmt und ausgewiesen.

Die Software dazu, lebendige Erinnerung, schmeckt den Gemeinden dagegen immer noch nicht so recht. Abseits standardisierter, im Inkongruenten

verharrender Sonntagsreden offizieller Repräsentanten bei der jährlichen Gedenkfeier, die natürlich als wichtig, ja unerlässlich bezeichnen, wofür sie kaum etwas aktiv zu tun bereit sind, bleibt es der Zivilgesellschaft überlassen, ehrenamtlich Initiativen zu setzen. Schulprojekte dazu verdanken sich einzelnen engagierten Lehrerinnen und Lehrern, nicht einem Willen der Gemeinden, die jungen Leute differenziert mit dem, was hier geschah, bekanntzumachen und sie zum Beispiel über intensive Begegnungen mit den Kindern von damals spielend davon zu überzeugen, derlei dürfe nie wieder zugelassen werden.

Wie mir Leute aus dem Dorf, die gerne eine Widmung in ihr Exemplar meines Romans *Herzfleiscentartung* haben wollten, immer wieder gestanden, zögen sie es aus Scheu, vor meiner Haustür gesehen zu werden, vor, ich würde bei ihnen auf einen Kaffee oder ein Schnapserl vorbeischaun. Aus dem gleichen Grund getrauen sich etliche grundsätzlich aufgeschlossene St. Pantaleoner und St. Pantaleonerinnen immer noch nicht, einmal im Jahr zur Gedenkfeier samt anschließender Veranstaltung zu erscheinen, denn es gebe nach wie vor einige traditionelle Dorfautoritäten, die Pressionen ausüben würden.

Aber, auch das sei gesagt, die Erinnerungsstätte wurde bisher nie geschändet, ist sichtbarer, informativer Teil der Geschichtsbetrachtung wie das Krieger- oder das Bergleutedenkmal, der Pfarrer führt seine Firmlinge hin und redet mit ihnen über das, was war. Immerhin. Langsam verliert dieses unbequeme, durch den eindrucksvollen Ort des Erinnerns im Hier und Heute präsent gewordene Segment einer beladenen Vergangenheit doch seine Tabuaura, der neueste Ortsplan etwa weist unter „Sehenswürdigkeiten“ noch vor jener der Pfarrkirche eine Abbildung der Erinnerungsstätte auf. Von weither kommen ohnehin immer wieder Besucher, sogar die regionalen Fremdenverkehrsprospekte empfehlen Urlaubern das denkwürdige Ausflugsziel, das mittlerweile auch unter Denkmalschutz steht. Die Kommune betreut die Anlage, mäht die Wiese, säubert den Granitplattenweg von der Straße in ihr Zentrum. Und St. Pantaleons Gemeindsaal steht für Veranstaltungen des Vereins Erinnerungsstätte kostenfrei offen.

Ich gehöre zu jenen Schriftstellern, die sich, wenn es denn nötig ist, öffentlich zu Wort melden, in großen Zeitungen des Landes etwa, auch

zu jenen, denen es wiederholt vergönnt war, dass ihre Arbeit zu Konsequenzen in der außerliterarischen Wirklichkeit führte. Parlamentarische Anträge bezogen sich auf meine Recherchen, die eine Straßenbenennung hier oder die andere kritische Zusatztafel zu einer solchen dort sind ihr direktes Resultat. Dabei ist, was ich mache, eigentlich ein stilles Tun, das mir auferlegt, am Schreibtisch mit Stoffen zu ringen, die Sprache als mein Werkzeug zu hegen und zu pflegen und, nicht zuletzt, innezuhalten, in mich hineinzuhören, mancherlei inne zu werden, mich zu erinnern.

Ich will gegen Schluss noch kurz auf einen Teil meines Werkes zu reden kommen, der mir gleich wichtig wie die großen Prosaarbeiten ist, aber, wie das bei Lyrik üblich zu sein scheint, eher im Schatten steht. Alle Jahrzehnte seit den Neunzehnjährigen lege ich einen Gedichtband vor, und selbst da spielt das Erinnern eine Rolle, wenn auch meist eher implizit, als Impulsgeber für eine Assoziation, ein Bild.

Neulich erst erreichte mich die Anfrage einer Freundin, die mich bat, ihr eines meiner Gedichte für einen bestimmten Zweck auszuleihen. Ich hatte es, wenn ich mich recht erinnere, zu Papier gebracht, um möglichst allgemein nachvollziehbar zu machen, was mir in meinem doch schon langen Leben immer wieder geschehen ist. Als sie, mittlerweile länger schon geschieden, wieder auf ihre Jugend-, ja Kinderliebe stieß, den Sohn von Feriengästen aus dem fernen Norddeutschland, die auf dem nordösterreichischen Bauernhof ihrer Eltern in den Siebziger regelmäßig urlaubten, und sich unverhofft herausstellte, dass die einstigen Gefühle füreinander sehr lebendige Erinnerung waren, schickte ich ihr den kurzen Text, der geduldig darauf wartet, in meiner schon weit gediehenen Gedichtsammlung der Zwanzigzwanziger zu erscheinen.

Jetzt, ungefähr ein Jahr später, fragte meine Freundin an, ob sie das Gedicht auf die Einladung zum Hochzeitsfest drucken lassen dürfe.

Es lautet:

weit weg
von wo ich es verlor
fand ich es
viel später wieder
und knüpfte an

Anmerkungen:

Dieser Poetikvortrag wurde am 17. Mai 2022 an der Universität Ljubljana gehalten.

Männliche und weibliche Formen finden sich zwar häufig, aber nicht durchgehend nebeneinandergestellt. Beides lässt sich einerseits auf formale Überlegungen zum literarischen Essay, andererseits auf die Überzeugung des Autors zurückführen, dass diese Publikation auf ein mündiges, aufgeschlossenes Lesepublikum stoßen wird, dem Haltungen – im Wortsinn – nicht vorgeschrieben werden müssen.

Der rezeptionsgeschulte Adressatenkreis wird des Inhalts dieser Überlegungen wegen zum Beispiel gar nicht auf den Gedanken kommen können, dass ein Text wie dieser Menschen mit nicht binärer Identität geringschätzt, nur weil sie nicht durch graphische Elemente extra sichtbar gemacht werden. Hoffentlich jedenfalls.

Der Autor, selbst Mitglied des Rates für deutsche Rechtschreibung, hat einige wenige neue Elemente der momentan gültigen reformierten Orthographie in seine persönliche orthographische Ästhetik übernommen, hält aber an vielen bis zur Jahrtausendwende üblichen Schreibnormen fest.

Informationen zu Autor und Werk lassen sich unter anderem auf www.ludwig-laher.com finden.